

Als mein Vater den Frühlingsquark erfand

THORSTEN PILZ



Mein Vater liebte das Meer. Egal wo. Hauptsache Wasser. Er stand in Hohwacht vor der Pension „Annerose“ im Gras und blickte auf die blanke Ostsee. Er lief barfuß im Kniepsand auf Amrum langsam den Wellen entgegen, immer weiter, bis er mit den Knien in der stürmischen Nordsee stand. In Cala Millor starrte er auf das Mittelmeer, in dem die spanische Abendsonne gerade verschwand. Ein nicht besonders großer Mann mit Glatze und wachen, tiefblauen Augen. Hinter ihm die Bettenburgen aus Beton, die bis an den Strand reichten, frisch gestrichen für die Sommersaison. So weiß, wie der Kittel meines Vaters, den er als Molkereimeister trug.

„Ich wollte eigentlich weit weg“, sagte er plötzlich mit seiner immer etwas heiseren Stimme. Wir standen in der Nähe von Klaipeda an einer Mole, er einen halben Schritt hinter mir.

„Wohin?“, fragte ich überrascht, ohne mich umzudrehen. Von der Fähre, die sich in Richtung Trelleborg aufmachte, drang Gelächter zu uns herüber.

„Nach Brasilien ...“, flüsterte er in den Abendwind.

„Brasilien“, wiederholte ich leise. „B-R-A-S-I-L-I-E-N.“ Die Buchstaben fielen mir aus dem Mund, als hätte ich dieses Wort gerade zum ersten Mal gehört. Als ich mich umdrehte, war mein Vater nicht mehr da. Ich versuchte, ihn am Strand auszumachen. Nichts. Dann schaute ich wieder aufs Meer. Überflüssig. Wäre er ins Wasser gegangen, hätte ich das mitbekommen. Schließlich sah ich, dass er mir vom Parkplatz aus zuwinkte. Zweimal hob er kurz seinen linken Arm, dann war er offenbar sicher, dass ich ihn bemerkt hatte. Ich ging ihm entgegen, wollte fragen, warum er so plötzlich verschwunden war. Aber ich hielt mich zurück. Mein Vater hatte wieder diesen Blick. Den Blick, den ich seit meiner Kindheit kannte. Als würde er mich fixieren und gleichzeitig durch mich hindurchschauen. Er war dann weit weg. Unerreichbar. Zumindest für mich.

Wortlos startete ich den Wagen, fädelt mich auf die Autobahn Richtung Kaunas ein. Anfangs schaute er noch aus dem Fenster. Nein, er starrte. So als suche er etwas. Etwas von früher. Etwas, dass er kannte. Aber das konnte eigentlich nicht sein. Er war sieben, als er das letzte Mal hier war. Ein kleiner Junge noch. Ein kleiner Junge in einem anderen Land. Dann verstand ich. Er wollte immer noch nicht mit mir reden. Nicht über Brasilien, nicht über kalte Meer hier. Ich konzentrierte mich auf den Verkehr. Irgendwann hörte ich sein leises Schnarchen vom Beifahrersitz.

Mein Vater liebte Gummibärchen, die von Haribo. Lange bevor Thomas Gottschalk Werbung für sie machte. Die Farbe war ihm egal, Hauptsache sie waren hart. Also nicht ganz hart, sie sollten ihm schließlich nicht die Plomben aus dem Mund ziehen, sagte er lachend. Eher als hätten sich Zucker, Dextrose und Gelatine bereits mit der Luft vermischt, und sich der künstliche Geschmack nach Apfel oder Zitrone weitgehend verflüchtigt. Wie eine zweite Schicht, eine Membran, die den Geschmack neutralisierte.

Meine Mutter brachte jeden Freitag ein paar Tüten vom Wochenendeinkauf mit nach Hause. Eine öffnete sie, füllte die Gummibärchen in eine Schale und stellte sie in unsere Speisekammer. Wenn mein Vater abends vor dem Fernseher saß und mit einem Augenzwinkern fragte, ob es denn noch etwas zu Knabbern gäbe, stand meine Mutter auf und holte die Schüssel. Andächtig stellte er sie vor sich hin und steckte sich die Gummibärchen in den Mund. Eines nach dem anderen. Wie eine Oblate beim Abendmahl. Dann begann er fröhlich das Fernsehprogramm zu kommentieren. Fand, dass Helmut Schmidt ein guter Kanzler war, aber leider in der falschen Partei. Betrachtete mit glänzenden Augen die extravaganten Kleider der Assistentinnen von Hans-Joachim Kulen-



kampff. Nachrichten und Shows wollte er sehen. Keine Dokumentationen, keine Filme, keine Krimis. Auf keinen Fall Krimis. War die Schale mit den Gummibären leer, ging er ins Bett. „Kuli“ schäkerte weiter mit den Damen, aber nur meine Mutter und ich bekamen das noch mit. Die amerikanischen Serien „Dallas“ und „Holocaust“, über die damals alle redeten, habe ich mit meiner Mutter allein geschaut. Mein Vater las dann oder werkelte im Keller. An diesen Abenden füllte meine Mutter keine Gummibärchen um.

Mein Vater liebte es zu tanzen. Bei jedem Fest, auf jedem Ball war er der erste, der vom Tisch aufstand. Sobald die Musik einsetzte, erhob sich mein Vater, zog seinen Anzug glatt und machte sich auf den Weg. Zunächst tanzte er mit meiner Mutter. Drei Runden oder vier. Dann waren die anderen Frauen dran. Alle wollten mit ihm tanzen.

Wiener Walzer, Cha-Cha-Cha, Jive.

„Dein Papa kann führen“, flüsterten sie mir zu und hatten dabei ein helles Strahlen in den Augen. Den anderen Männern war das egal. Die hingen dann sowieso schon an der Bar und tranken oder rauchten in irgendeiner Ecke.

Jeden Freitag, ich war vielleicht acht oder neun Jahre alt, fuhren meine Eltern nach Bremerhaven. „Wir tanzen dort mit den Weltmeistern“, sagte mein Vater und lächelte mich an. Bremerhaven lag nicht um die Ecke. Eine Stunde lang mussten sie über unbeleuchtete Landstraßen fahren. Vorbei an Orten wie Gnarrenburg oder Breddorf. Namen mit Konsonanten, so breit und knarzig wie das Land um sie herum. Norddeutsche Tiefebene.

Die Freitagabende in der „Tanzschule Beer“ waren lange Zeit heilig. Wenn es Familienfeste in Ostwestfalen gab, da, wo meine Eltern sich kennengelernt hatten, fuhren wir erst am Samstag hin, fielen Kindergeburtstage auf einen Freitag, endeten sie um 18:00 Uhr. Egal wie anstrengend die Woche war, wieviel Ärger der Umbau des neuen Eigenheims machte: Sobald mein Vater mit meiner Mutter in den dunkelbraunen Audi 80 stieg, glättete sich die Stirn, wurden seine blauen Augen noch heller.

Ich fragte ihn einmal beim Abendbrot, kurz bevor es wieder zu den Weltmeistern ging, warum er eigentlich so viel Spaß am Tanzen hätte. Er lachte. Das sei nun einmal so. Als er meinen zusammengekniffenen Augen ansah, dass das als Erklärung wohl nicht ausreichend war, sagte er, dass Tanzen ein schönes Hobby sei, ein guter Ausgleich. Und wie sehr es ihn freue, dass auch meine Mutter so gerne tanzen würde. Bei diesen Worten nickte sie kurz und stand dann auf, um ihren Mantel zu holen.

Viele Jahre später saß ich bei meiner Lieblingstante Hanne, der Schwester meines Vaters, im Garten und spielte „Malefiz“. Sie hatte gerade eine Kette aus drei grünen Spielsteinen auseinandergerissen, um schneller voranzukommen. Ich hatte Glück, würfelte eine Eins, schob eine Barrikade beiseite, stellte sie zwischen ihre Spielsteine und lachte sie an. Hanne tat so, als würde sie sich ärgern. Aber ich wusste, dass sie in einer ähnlichen Situation dasselbe machen und so schadenfroh reagieren würde wie ich gerade. So war das Spiel. Hanne sah in mein glückliches Gesicht. Den Würfel hatte sie bereits in der Hand, doch sie hielt inne. Es schien, als sei ihr plötzlich kalte Luft durchs Gesicht gezogen.

„Gibst du auf?“, fragte ich sie scheinheilig. Langsam entspannten sich Augen und Mund wieder. „Niemals, das weißt du doch.“ Dann blickte sie kurz in den Garten, in dem uns der Rhododendron in sattem Rosa entgegenleuchtete.



„Für einen kurzen Moment hatte ich das Gefühl, dein Vater sitzt hier ... So wie früher, wenn er zum Tanzen ging ...“

Ich schaute sie fragend an.

„Nach der Flucht. Nach dem Krieg. Vor deiner Mutter, lange vor dir ...“

Hanne tat jetzt so, als sei ihr etwas ins Auge geraten, eine kleine Fliege, eine Wimper, ein Blütenpollen, vielleicht. Kurz drehte sie sich zur Seite und wischte sich durchs Gesicht. Den Würfel hielt sie die ganze Zeit fest. Zweimal öffnete sie leicht ihre Hand, schien weiterspielen zu wollen. Doch dann umkrampften ihn ihre Finger erneut.

„Gut, dass er irgendwann weitere Gründe fand, so zu lachen wie damals.“

Hanne würfelte eine Eins, nahm die Barrikade vor ihrer grünen Spielfigur weg und stellte sie meinem gelben Einzelstein vor die Nase. Sie hob die linke Augenbraue.

„Dir wird das Lachen schon noch vergehen.“

Zwei Jahre vor seinem Tod hatte mein Vater einen schweren Herzinfarkt. Eine Nacht lang kämpften die Ärzte um sein Leben. Ich hatte kaum geschlafen, als ich am nächsten Morgen im Krankenhaus anrief. Mit zittriger Stimme fragte ich nach meinem Vater. Ein Mann nahm das Gespräch an, vielleicht ein Arzt oder Pfleger. Er meinte, ich solle bitte warten.

In diesen zehn Sekunden, in denen ich nicht wusste, wie es um meinen Vater stand, ob er die Nacht überlebt hatte oder doch gestorben war, rutschte mir ein Bild vors Auge. Ein Bild meines Vaters, mit Tränen, die sein Gesicht hinabrollten.

Ich habe meinen Vater das ein oder andere Mal traurig erlebt, auch verzweifelt. Aber geweint hatte er nie, schon gar nicht vor mir. Bis auf dieses eine Mal, vor inzwischen mehr als 20 Jahren. Bei der einzigen Reise, die mein Vater und ich allein unternahmen, ohne meine Mutter. Ich hatte sie damals gefragt, ob sie nicht auch mitwolle. Aber sie hatte nur den Kopf geschüttelt und gesagt, das solle mal ein Vater/Sohn-Ding werden. Vater/Sohn-Ding, genauso hatte sie es gesagt. Ich hatte es dabei belassen. Später fragte ich mich immer mal wieder, ob es noch andere Gründe gab, die aus ihrer Sicht gegen die Reise sprachen, außer diesem Vater/Sohn-Ding. Aber ich kannte meine Mutter. Auch sie hatte gelernt, mit wenigen Worten viel zu sagen. Aus reiner Freundlichkeit.

Mein Vater und ich standen am Rande eines kleinen Dorfes. Unseren Mietwagen hatten wir an der asphaltierten Straße geparkt. Den Steinweg, eine Anhöhe hinauf, gingen wir zu Fuß. Hier musste es gewesen sein, zwischen den großen, weit verzweigten Apfelbäumen: Das Geburtshaus meines Vaters. Nichts war davon mehr zu sehen. Ein paar Steine vielleicht, sonst nichts. Und selbst die konnten hier zufällig herumliegen. Mein Vater war sich sicher: Der Gauleiter hatte alles abbrennen lassen. Sein Vater. Der Gauleiter, wie er ihn an diesem sonnigen Spätsommernachmittag zum ersten Mal nannte. Niemals sollte das Haus dem Russen in die Hände fallen, überhaupt gar nichts sollte dem Russen in die Hände fallen. Das wusste der Gauleiter zu verhindern, bevor er selbst Richtung Westen flüchtete. Mein Vater schüttelte den Kopf. Mit Tränen in den Augen ging er weiter.

Da war ein kleines Wäldchen, wenn man die zufällige Ansammlung von Buchen und Birken Wäldchen nennen konnte.

„Hier war früher der Friedhof“, sagte er leise, nachdem er sich kurz zu mir umgedreht hatte. Ich verlangsamte meinen Schritt, ließ meinen Vater vorangehen. Still lief ich auf dem Rasen herum,



schaute auf die Grabsteine, die scheinbar ohne jede Ordnung herumstanden. Schief, moosbewachsen. Ich las die Namen der Toten: Hans und Elfriede Rakuttis, Katharina Glande, Heinrich Wieberneit. Namen, die ich noch nie gehört hatte. Neben einer besonders alten Buche fand ich eine kleine Holzbank, auch sie längst verwittert. Ich wusste, ich würde meine beige Cargohose ruinieren, die ich am Morgen angezogen hatte. Ich schloss die Augen, spürte, wie der warme Wind über meinen Kopf strich, lauschte den Krähen, die kreischend über mich hinweg flogen. Irgendwann spürte ich die kräftige Hand meines Vaters auf meiner Schulter. Ich öffnete die Augen und drehte mich zu ihm um. Noch immer liefen ihm Tränen über das Gesicht. Das Taschentuch, das er in der Hand hielt, als ich ihn zuletzt gesehen hatte, vor mir gehend, Richtung Friedhof, war in seiner Hosentasche verschwunden. Seine Wangen glänzten jetzt in der Sonne, es war ihm egal.

„Gehen wir?“, flüsterte er und nahm die Hand von meiner Schulter. Ich stand auf und sah ihm eine Weile hinterher. Erst dann folgte ich ihm.

„Hallo, bist Du es?“ Eine heisere Stimme am anderen Ende der Leitung holte mich zurück, wischte das Bild dieses Sommertags vor zehn Jahren beiseite.

„Papa!“, flutete es voller Erleichterung und Dankbarkeit aus mir heraus.

Als mein Vater den Frühlingsquark erfand, war ich noch nicht auf der Welt. Er war Anfang 30, seine Hochzeit mit meiner Mutter stand kurz bevor. Ich weiß nicht, ob er da noch an Brasilien dachte oder an den Friedhof unter den Birken. Ich glaube aber schon. Ich glaube, er hat oft daran gedacht. Sich gefragt, ob alles auch hätte anders sein können. Schöner, besser, heller. Sein Leben, er selbst. Ohne Gummibärchen, ohne Cha-Cha-Cha.

In der Lokalzeitung las ich neulich einen Artikel über den Frühlingsquark und dessen Geschichte. Eine Erfolgsgeschichte, ein Jahrhundertterfolg gar, hieß es da stolz. Es ging um Schnittlauch, der damals extra aus den USA importiert werden musste. Aus Kalifornien. Von Petersilie war noch die Rede und von Zwiebelpulver.

Über die genaue Rezeptur des Quarks wurde aber ein großes Geheimnis gemacht, schwieg man sich aus, wie bei Coca-Cola. Im letzten Abschnitt des Artikels wurde auch mein Vater erwähnt. Er habe großen Anteil an dem Jahrhundertterfolg gehabt, stand da. Worin der Anteil, ja der große Anteil bestand, blieb offen.

Meinem Vater wäre das egal gewesen. Er hätte es ja gewusst. Und allein das war wichtig. Das zählte.

Über den Rest sprach er nicht.

Der Rest spielte keine Rolle.